

Nr. 190. Bromberg, den 20. August 1930.

Das Gift.

Roman von **William le Queux.**

Bearbeitet von Dr. Otto Borschke.

22. Fortsetzung.) ——

Der Kommissar drückte auf einen Taster, worauf sein Sekretär erschien. In wenigen Worten gab er ihm seine Aufträge, worauf sich der Sekretär wieder entfernte.

„Despujol ist ein verzweifelter Verbrecher", bemerkte Riveri. „Er ist stets bewaffnet und erfügt über ganz ungeheure Körperkräfte, — er ist imstande, auch den stärksten Gegner zu erwürgen."

„Diesbezüglich habe ich schon meine Vorbereitungen getroffen", erklärte Monsieur Coulagne lächelnd. „Ich habe zehn Mann in Zivil kommandiert, die sich unauffällig zum Hotel Luxembourg begeben und ihn dort bei seiner Rückkehr verhaften."

„Dadurch werden De Gex und Moroni gewarnt werden", fiel ich rasch ein, „und werden uns entschlüpfen."

Rivera lachte. Ich wußte, daß er meinen Worten keinen Glauben schenkte. Seiner Ansicht nach konnte doch der reiche Freund Spaniens nichts Böses vorhaben! Hatte ihn denn nicht der König selbst zu Konferenzen geladen?

Ich war über Riveras Haltung nicht überrascht, doch ich hatte gehofft, daß Despujol verhaftet werden würde, ohne daß Dr Gex und der Arzt hiervon Kenntnis erlangten.

Im Auftrag des Kommissars hatte man einen dicken Akt gebracht, den er und Rivera nun durchstudierten; er enthielt eine Liste der Verbrechen, deren man Despujol beschuldigte oder an denen er beteiligt gewesen sein sollte.

Die Anzahl dieser Verbrechen war beträchtlich und zeigte, daß es dem Mann, den die Polizisten von ganz Europa schon seit langem suchten, immer wieder gelungen war, zu entkommen.

„Nun, diesmal werden wir schon darauf sehen, daß er uns nicht entschlüpft!" erklärte Rivera triumphierend.

„Gewiß", stimmte der Polizeikommissar zu. „Meine Leute sind bewaffnet und werden ihn bringen, lebend oder tot."

Da klingelte das Telephon. Monsieur Coulagne nahm eine Meldung entgegen und rief dann aus: „Meine Leute haben bereits das Hotel umstellt — wir brauchen also nur noch zu warten bis Despujol zurückkehrt."

Ich machte mich nun mit Rivera und dem Kommissar ebenfalls auf den Weg dorthin. Als wir, von dem letzteren geführt, zum Hotel kamen, sahen wir, daß dort mehrere Leute, anscheinend ganz müßig herumstanden.

Wir gingen in das Hotel hinein, setzten uns in die hinterste Ecke der Halle und warteten.

Eine volle Stunde lang warteten wir in Ungeduld — da zeigte sich endlich die bekannte Gestalt des Doktor Moroni in der Türe. Er war allein!

Er ging in sein Zimemr hinauf, wo er ungefähr zehn Minuten lang blieb. Dann kam er wieder herunter, ging ins Bureau und verlangte die Rechnung für sich und seinen Freund und erklärte, er wolle mit dem Zuge, der in einer halben Stunde abging, nach Paris reisen.

Rivera, der unerkannt in seiner Nähe gestanden hatte, kam rasch zu uns herüber und flüsterte uns zu:

„Sie sind fort! Auch er reist ab! Jedenfalls haben sie Verdacht geschöpft, daß sie beobachtet werden."

„Ja, Despujol ist ein flüchtiger Vogel", erwiderte Monsieur Coulagne. Dann stand er auf und ging vor das Hotel hinaus, wo er dem ersten Inspektor, der sofort auf ihn zukam, eilig etwas zuflüsterte.

In wenigen Augenblicken waren mehr als die Hälfte der Detektive nach verschiedenen Richtungen hin verschwunden, um auf den Bahnhöfen Erhebungen anzustellen. Als er wieder zu uns trat — Moroni war mittlerweile wieder in sein Zimmer hinaufgegangen — sagte er:

„Despujol kann noch nicht weit sein — ich habe Auftrag gegeben, daß alle Eisenbahnstationen in einem Umkreis von zweihundert Kilometer verständigt werden. Kommen Sie mit mir in mein Bureau zurück und warten wir dort die weiteren Berichte ab."

„Was geschieht aber mit Moroni?" erkundigte ich mich.

„Er wird beobachtet werden — ich habe bereits verfügt", bekam ich zur Antwort.

In die Polizeidirektion zurückgekehrt, warteten wir auf die Berichte über den Flüchtigen, doch es liefen keine ein. Erst zwei Stunden später erfuhren wir von einem Inspektor das Ergebnis der Erhebungen.

Am vorhergehenden Tage war ein großes, offenes Auto, das von einem Chauffeur gelenkt wurde, in die Carli-Garage auf dem Boulevard des Arenes gekommen. Der Chauffeur hatte dort den Wagen eingestellt und eine Bestätigung verlangt, indem er erklärte, er müsse mit der Bahn nach Marseille fahren und sein Herr werde voraussichtlich morgen kommen und sich das Auto mit der Bestätigung holen. Gleichzeitig gab er Auftrag, den Benzinbehälter nachzufüllen. Zwei Stunden vor den Erhebungen der Polizei waren drei Herren in die Garage gekommen; ihre Personenbeschreibung paßte genau auf De Gex, Despujol und Moroni. De Gex hatte die Bestätigung vorgewiesen, das Benzin bezahlt, und er und Despujol waren dann mit dem Auto weggefahren. Despujol hatte chauffiert.

„Despujol wollte eine Fahrt mit der Bahn nicht riskieren", rief Rivera aus. „Immer findet er noch ein Mittel zur Flucht. Auch diesmal hat er sie tags vorher vorbereitet. Zweifellos wußte er, daß sie beobachtet wurden."

„Oder wußte De Gex vielleicht, daß ich hier bin?" warf ich ein.

„Einerlei", bemerkte der Polizeikommissar, „die beiden sind uns entwischt, und es wird nicht leicht sein, sie wieder aufzuspüren, obgleich natürlich alles dazu getan werden wird. Sicher werden sie die Kennzeichen des Autos ändern, vielleicht auch den ganzen Wagen anders lackieren lassen — wer mag das wissen? Despujol ist doch ein verfluchter Kerl!"

„Aber Oswald De Gex ist genau so gefährlich!" erklärte ich bestimmt. Der Wahrheit aber war ich immer noch nicht nähergekommen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Bei Gabriele.

Ungefähr eine Woche nach meiner Rückkehr nach London las ich eines Morgens in der Zeitung einen Bericht, der mich sehr interessierte. Er lautete: „Der berüchtigte spanische Verbrecher Rodriguez Despujol, der seit mehreren Jahren ganz Andalusien in Schrecken versetzt und auch mehrere Morde verübt hat, ist tot. Die Polizei hatte ihn überall gesucht, doch immer wieder gelang es ihm, zu entkommen. Der bekannte spanische Senor Rivera erfuhr nun vor einiger Zeit, daß der Gesuchte in Nimes gesehen worden war, von wo er in geschickter Weise mit einem Auto geflüchtet war.

Nach Mitteilungen, die der Polizei zukamen, gelang es Senor Rivera, die Spur des Flüchtigen bis nach Denia, das in der Nähe von Valencia liegt, zu verfolgen. Dort hielt sich der Verbrecher in einem kleinen Landhause, das etwas außerhalb der Stadt in einem Orangenhaine liegt, verborgen.

Die Polizei umstellte das Haus, doch Despujol eröffnete aus einem Fenster das Feuer und warf auch eine Handgranate unter die Polizisten, so daß zwei von ihnen getötet und drei — unter ihnen Senor Rivera selbst — verwundet wurden. Nun folgte ein verzweifelter Kampf, in dessen Verlauf der Verbrecher einen tödlichen Schuß in den Kopf erhielt.

In der Wohnung, die Despujol in Montauban in Frankreich bewohnte, wurde eine große Diebesbeute gefunden. Das letzte Verbrechen Despujols bestand darin, daß er einen Engländer, der vorübergehend in Madrid weilte, zu vergiften versucht hatte.“

Zweimal las ich den Bericht durch. Despujol war also tot und der arme Rivera verwundet!

Als ich Hambledon den Zeitungsartikel zeigte, sagte er: „Du hast also nicht nur den Anlaß dazu geboten, daß dem verderblichen Treiben Desjupols ein Ende gesetzt wurde, sondern auch, daß den Eigentümern ihr kostbares Gut ersetzt wurde.“

„Das stimmt, doch der Lösung des Rätsels von der Stretton Street bringt uns das nicht einen Schritt näher“, lautete meine Antwort.

Gabrielens Mutter war nach London zurückgekehrt, und noch am selben Abend machte ich meine Aufwartung bei ihr. Sie war eine feine Dame mit grauem Haar und blassem Gesicht.

Als ich das Gespräch auf Gabriele brachte, die sich im Nebenzimmer aufhielt, seufzte sie und sagte:

„Ach, Herr Garfield, das ist ein schwerer Schlag für mich. Das arme Kind, ich kann mir nicht erklären, was ihr zugestoßen sein mag. Niemand weiß das, sie selbst am allerwenigsten. Doktor Moroni war sehr gut zu ihr, er interessiert sich für den Fall sehr. Wie ich höre, haben Sie schon vor einiger Zeit bei uns vorgesprochen.“

„Jawohl, gnädige Frau“, erklärte ich. „Ich habe ein tiefes Interesse an Ihrer Tochter, weil — — nun, weil ich, um die Wahrheit zu sagen, nach einem seltsamen Erlebnis hier in London eines Nachts das Bewußtsein verlor, und als ich dann wieder zu mir kam, befand ich mich in einem Spital in Frankreich, nachdem man mich viele Tage nach meinem Londoner Abenteuer bewußtlos auf der Straße aufgefunden hatte.“

„Wie seltsam!“ bemerkte Frau Tennison. „Auch Gabriele wurde auf der Straße gefunden. Glauben Sie vielleicht, daß zwischen den beiden Fällen ein Zusammenhang besteht?“

„Allerdings,“ erwiderte ich. Aus diesem Grunde habe ich es mir auch zur Aufgabe gemacht, die Wahrheit zu ergründen.“

„Welchen Verdacht haben Sie, Herr Garfield?“ fragte mich Gabrielens Mutter.

„Mir ist so mancher Verdacht aufgestiegen, der sich teils bereits als richtig erwies, teils tappe ich aber noch im Dunkeln. Eines habe ich festgestellt, nämlich das Mittel, durch das diese seltsamen Folgen erreicht werden, die sich bei Ihrer Tochter und bei mir zeigten. Auch kenne ich den Namen eines Arztes, der in ähnlichen Fällen Heilung erzielte.“

„Wirklich?“ rief Frau Tennison erfreut aus. „Gabriele war schon bei einem Dutzend Spezialisten, doch keiner kennt sich aus.“

„Professor Gourbeil in Lyon konnte zwei Fälle vollständig zur Heilung bringen. Sie sollten Ihre Tochter zu ihm bringen.“

Die Dame schüttelte den Kopf und sagte traurig:

„Ich fürchte, es ist umsonst. Doktor Moroni brachte sie zu mehreren Spezialisten, doch keiner vermochte ihr zu helfen.“

„Professor Gourbeil ist der einzige Arzt, dem es gelungen ist, zwei Kranke von den Folgen des Orosins zu heilen. Ich glaube, Frau Tennison, Gabriele sollte auf jeden Fall zu ihm gebracht werden.“

„Ich bin damit einverstanden. Der Zustand meiner armen Tochter ist wirklich bedauerlich. Manchmal scheint sie ganz normal und spricht vernünftig, doch sie kann ihre Gedanken nicht konzentrieren. Auch habe ich bemerkt, daß ihr Sehvermögen gelitten hat — sie hält manchmal rot für blau. Wenn wir zusammen die Auslagen betrachten, bezeichnet sie ein gelbes Kleid als braun, ein rotes als weiß. Manchesmal kann sie die Farben nicht unterscheiden, und dann wieder sieht sie ganz normal.“

„Auch mir ist es ähnlich ergangen,“ erklärte ich. „Als ich das erstemal aus dem Spital in St. Malo herauskam, sah ich eine Wiese, die mir blau erschien. Ein Omnibus in London wieder, von dem ich doch wußte, daß er blau ist, erschien mir rot. Die Symptome waren also bei mir dieselben wie bei Ihrer Tochter.“

„Sie scheinen beide die Opfer des gleichen Anschlages geworden zu sein, Herr Garfield,“ sagte die Witwe. „Doch was mag wohl der Grund dazu gewesen sein?“

„Das suche ich eben mit allen Mitteln herauszufinden,“ gab ich zur Antwort. „Wenn ich von Ihrer Tochter die Wahrheit über ihr Abenteuer in jener verhängnisvollen Novembernacht erfahren könnte, wäre es für meine Nachforschungen von großem Werte. Diesbezüglich erbitte ich auch Ihre Hilfe, Frau Tennison. Ich war jetzt einige Wochen im Ausland und habe dort so manches erfahren, das mich schließlich doch, wie ich hoffe, zur Lösung des Rätsels bringen wird.“

Ich erzählte ihr von meiner Reise nach Spanien und Nimes, doch erwähnte ich kein Wort von De Gex oder Despujol.

In diesem Augenblick trat Gabriele ins Zimmer, die von meiner Anwesenheit nichts wußte. Sie trug ein einfaches graues Kleid mit kurzen Ärmeln und sah reizend aus. Als sie mich erblickte, zögerte sie eine Sekunde, dann streckte sie mir ihre schmale Hand hin und sagte lächelnd: „O — Herr Garfield! Ich erinnere mich — Sie waren doch vor einigen Wochen hier bei mir, nicht wahr?“

„Gewiß, Fräulein Tennison“, erwiderte ich, indem ich mich über ihre Hand neigte. „Sie erinnern sich also meiner?“

„Ja. Man hat mir gesagt, daß Sie mich besuchen würden,“ sagte sie, und ihre Mienen verdüsterten sich.

„Wer sagte Ihnen das?“ fragte ich.

„Doktor Moroni — er warnte mich, weil Sie mein Feind sind.“

„Nicht Ihr Feind, Fräulein Tennison,“ verbesserte ich sie, „sondern Ihr Freund, der alles daransetzt, um das Rätsel Ihrer Krankheit zu lösen.“

„Ja, Gabriele, Herr Garfield ist wahrhaftig dein Freund, ich weiß es,“ sprach die Mutter sanft zu. „Doktor Moroni muß sich getäuscht haben. Ich möchte nur wissen, weshalb Doktor Moroni Gabriele vor Ihnen gewarnt hat,“ fügte Frau Tennison, zu mir gewendet, hinzu. „Das ist mir ein Rätsel.“

„Ja, gnädige Frau, das Ganze ist mir ein Rätsel — auch weshalb gerade Doktor Moroni ein solches Interesse für Ihre Tochter zeigt. Man darf ihm nicht trauen, und ich muß im Gegenteil vor ihm warnen.“

„Warum? Er war doch Gabriele gegenüber so gut!“

„Der Grund meiner Warnung ist der, daß er ihr Feind ist, ebenso wie der meine“, erklärte ich entschlossen.

„Das verstehe ich nicht“, rief Frau Tennison aus. „Weshalb sollte er denn Gabrielens Feind sein?“

„Das weiß ich nicht — jedenfalls aber fürchtet er, Gabriele könnte sich erholen und die ganze Wahrheit enthüllen, die ihn wahrscheinlich sehr belasten würde.“

(Fortsetzung folgt.)

Kishogues Fluch.

Einer irischen Legende nacherzählt
von Hermann Soller.

Es war um das Jahr 1598, als Robert Devereux, Graf von Essex, der junge Günstling der alternden Elisabeth von England, seinen Feind John Carew zum Statthalter von Irland machen wollte. Nicht um feurige Kohlen auf das Haupt seines Widersachers zu sammeln, sondern um ihn zu verderben. Denn das Amt war gefährlich und mußte dem Inhaber Ungelegenheiten verursachen, wenn nicht gar die Ungnade der Königin zuziehen.

Doch Elisabeth machte dem Grafen einen Strich durch die ausgeklügelte Rechnung. Vielleicht war das Lächeln, mit dem Essex die Königin um Unterzeichnung der Bestallung bat, zu freundlich, um seine hämische Freude zu verbergen. „Nein", sagte die Königin und reichte dem Günstling die Urkunde zurück. „John Carew bleibt hier." — Essex warf den Kopf in den Nacken: „Warum?" — Der welke Hals der alten Frau straffte sich in der steifen Krause: „Weil ich es will!" — „Das ist kein Grund!" Da traf die Hand der Königin klatschend das Gesicht des Grafen. Glühendrot griff Essex ans Schwert. Doch dann stieß er es in die Scheide zurück und verließ das Schloß. „Sein Kopf sitzt lose auf den Schultern", flüsterte ein Höfling einem anderen zu.

Er irrte sich. Die Ironie der Königin spielte gern mit ihren Liebhabern. Das Köpfen hatte ihr manchen Spaß verdorben. So schickte sie Essex selbst als Statthalter nach Irland. „In die Verbannung", sagten die Schranzen, und sie hatten dieses Mal recht.

Das empfand der Graf bald selbst, denn er fühlte sich unglücklich auf dem neuen Posten. Die Iren waren keine geschmeidigen Höflinge, mit denen der Statthalter hätte umspringen können. Jahrhundertelange Bedrückung hatte sie halsstarrig gemacht, und als sie sahen, daß Essex nach einigen Versuchen, dem Land seinen Willen aufzuzwingen, sich aus Sehnsucht nach London zu langweilen und lässig zu werden begann, da glaubten sie die Gelegenheit zum Abschütteln des englischen Joches gekommen.

Der Aufruhr entbrannte, und gleichzeitig brachen Seuchen unter Essex' Truppen aus. So blieb der Statthalter mit seinem Heer in Dublin liegen. Die verlorene Gunst der Königin beschäftigte ihn mehr als der Krieg. London war seine Sehnsucht. „Rufe mich nach London zurück!" klang es aus jedem Brief, der an die Herrscherin ging. — „Schlag den Aufstand mit allen Mitteln nieder!" war die einzige Antwort.

Mit halbem Herzen zog der Statthalter gegen die aufständischen Iren ins Feld. Sein Heer war durch Seuchen, sein Wille durch Ärger geschwächt. Geplänkel mit kleinen irischen Abteilungen brachten ihm weder Lorbeeren noch Vorteile, sondern nur Verluste und ein paar Gefangene.

Unter denen fand sich ein junger Unterführer. Kishogue hieß er. Begeistert war er für sein Vaterland ins Feld gezogen, gern bereit, für die Freiheit Irlands sein Leben einzusetzen. Er hatte dabei wohl an den Tod im Kampfe gedacht, doch nicht an das Ende, das ihm Essex bestimmte. Verärgert durch die geringen Erfolge, ließ sich der Statthalter zu Handlungen hinreißen, die seinem Namen Schande bereiteten. So sah er in Kishogue nicht mehr den ehrlichen Feind, der Achtung verdiente, sondern den rebellischen Hund, der verenden mußte: Er verurteilte ihn zum Tode am Galgen.

Kishogue fluchte dem Statthalter, als er das Urteil erfuhr. Den Strick, die Strafe der Mörder, Diebe und Betrüger, für ihn, der um die Freiheit des Vaterlandes gekämpft hatte! Durch Dublin ging ein Schrei der Empörung. Konnten die Engländer dem Jungen nicht einen ehrlichen Tod gönnen! Die Aufständischen schickten Unterhändler und baten um Kishogues Leben. Essex kümmerte sich nicht darum.

So führten die Engländer schließlich Kishogue zum Galgen, der weit außerhalb der Stadt düster gegen den hellblauen Sommerhimmel stand. Die Sonne brannte, der Schinderkarren rumpelte über den steinigen Weg, und die Hufe der englischen Reiter wirbelten erstickenden Staub hoch. Der drang Kishogue mit jedem Atemzug quälend in die Lunge und dörrte ihm die Kehle aus. Die Schweißtropfen zeichneten ihren dunklen Weg über das verstaubte Gesicht.

Einer Wirtsfrau, deren Haus an der Straße stand, tat der Landsmann leid. Junges Blut, das da vom Feind noch auf dem Wege zum Galgen geschunden wurde, dem zu den seelischen Qualen auch die letzten körperlichen nicht erspart blieben! Da eilte sie in die Stube und holte einen Krug mit frischem Bier: „Halt!" — Der Schinderkarren stand. Die englischen Reiter fühlten wohl selbst ein wenig Mitleid mit dem Opfer. Auf ein paar Minuten kam es ja auch nicht an. So sagten sie nichts, als die Wirtsfrau Kishogue den Krug bot: „Trink!" Doch der Ire schüttelte den Kopf: „Nein, nein. Macht rasch ein Ende mit mir! Soll ich aufleben nach deinem Trunk, nur um den Abschied vom Dasein doppelt schwer empfinden zu müssen? Weiter, weiter!" — Da ließ die Wirtin traurig den Krug sinken, und der Schinderkarren rumpelte weiter.

Der Henker arbeitete rasch. Kaum eine Minute war vergangen, seitdem Kishogue den Strick über seinem Kopfe baumeln sah, da schwang sein Körper selbst im Leeren.

Doch dann bereute der Henker seine wohlgemeinte Eile. Denn ein Reiter jagte den Galgenberg hoch und schwenkte ein Blatt Papier. „Macht ihn los!" brüllte er noch im Jagen. „Befehl vom Statthalter!" — Rasch zog der Henker seinen Dolch und schnitt den Strang durch. Kishogue fiel fast in die Arme des Boten. Doch die Begnadigung nützte ihm nichts mehr: er war tot. Warum verschmähte er auch den Trunk und mit ihm die Galgenfrist, die ihn gerettet haben würde?

Nachrichten aus London, daß er bei der Königin noch tiefer in Ungnade gefallen sei, hatten Essex veranlaßt, mit den Iren Waffenstillstand zu schließen, um sich Elisabeth zu Füßen werfen zu können. Eine der Bedingungen der Aufständischen hieß: „Laß Kishogue frei!"

Der Fluch des Gehenkten verfolgte Essex nach England. Kaum zwei Jahre später fiel der Kopf des einstigen Günstlings unter dem Richtschwert. —

„Kishogues Fluch wird dich treffen!" sagen heute die Iren zu jedem, der ihre Einladung zu einem guten Trune ablehnt.

---

25 Tonnen Lebensmittel ißt der Mensch.

Schon oft ist ausgerechnet worden, wieviel der Mensch im Laufe seines Lebens an Lebensmitteln aller Art zu sich nimmt, und immer werden andere Zahlen genannt. Das kommt wohl daher, daß erstens eine genaue Statistik nie geführt werden kann, und zweitens in jedem Jahrhundert, beinah in jedem Jahrzehnt, andere Dinge den Vorzug haben. Unter dem Normalmenschen verstehen wir nicht nur einen gesunden Mann, sondern auch einen Europäer, denn wir können uns nicht damit aufhalten, daß in Japan und China fast ausschließlich Reis gegessen wird; wir wollen ja wissen, was wir im Laufe unseres Lebens zu uns nehmen. Überblickt man die Zahlen, so wird man zunächst sagen: Donnerwetter, das ist aber viel! Später, wenn man nachrechnet, wird es einem nicht mehr so ungeheuerlich vorkommen, weil ja die Durchschnittsmenschen keine Vielesser sind.

25 Tonnen Lebensmittel nimmt der gesunde Mann in 70 Jahren zu sich. So lautet trocken der erste Satz der Statistik. Was sind 25 Tonnen? Das sind einerseits fünf Fünftonnenwagen, andererseits aber 50 000 Pfund! Eine ungeheure Menge erscheint das auf den ersten Blick. Und doch: Was sind denn 70 Jahre?! Das sind 25 550 Tage! Der Durchschnittsmensch ißt also täglich nicht mal zwei Pfund Lebensmittel auf. Ist das zuviel? Nein, es ist wenig. Kinder essen im frühesten Alter erheblich weniger, alte Leute bleiben auch unter dem Mittel. Nur die Jugend und die Leute zwischen 20 und 40 Jahren essen tüchtig und erreichen zeitweise doppelte Portionen.

Unter den Lebensmitteln nimmt das Brot selbst die weitaus erste Stelle ein, denn der Mensch vertilgt davon täglich 375 Gramm oder in siebzig Jahren 225 Zentner (22 500 Pfund). Doch stehen die Kartoffeln dem Brot nicht viel nach. Nimmt doch der Durchschnittsmensch je Tag 300 Gramm davon zu sich. Dadurch entsteht im Laufe der Jahre ein Berg von 14 000 Pfund oder 140 Zentnern. Fleisch wird auch noch in Mengen verzehrt. Auf 7000 Pfund oder ein drittel Pfund täglich bringt es der Mensch im Durchschnitt. Das sind acht große, schwere Ochsen oder 35 fette Schweine! Es soll aber Leute geben, die gut und gern drei solcher Herden im Laufe ihres Lebens vertilgen und dabei nicht mal 70 Jahre alt werden. Was sagt man zu 50 Zentner oder 5000 Pfund Gemüse? Das ist doch auch eine ganz nette Portion. Täglich 100 Gramm aber sind wiederum

nicht allzuviel für einen Erwachsenen, ja für einen ewig hungrigen Jungen im Alter des Wachstums direkt wenig. Hört man, daß der Mensch es auf 12 000 Eier bringt, so möchte man zuerst staunen; doch umgerechnet auf 25 500 Tage kommt je Tag etwas mehr als ein halbes Ei heraus. Wie genügsam wir sind!

Merkwürdig ist, daß man so viel Süßigkeiten verzehrt, denn 2500 Pfund sind immerhin ein recht stattlicher Haufen (25 Zentner). Allerdings ist hierbei nicht der Zucker eingerechnet, der zum Zubereiten der Speisen benutzt wird. Wo die 35 Zentner Salz stecken mögen, die der normale Mensch so nebenbei vertilgt, also nur in seinem Essen verbraucht, möchte man wissen. Salz macht durstig, also muß auch getrunken werden. 25 000 Liter läßt der Mensch in 70 Jahren durch seine Kehle gleiten. 25 000 Liter in 25 550 Tagen: Ein Liter je Tag! Das ist nicht viel; selbst Säuglinge können sich bereits an der Konkurrenz beteiligen. Und was sollen erst die Biertrinker dazu sagen? Aber die Statistik hat es ausgerechnet und folglich muß es auch stimmen. Interessant wäre nun einmal, zu wissen, was früher gegessen wurde. Ohne Frage viel mehr als heute. Das dürfte feststehen. Wir brauchen uns nur an zeitgenössische Berichte zu halten. Wir wissen, daß sowohl im Altertum, als ganz besonders im Mittelalter ein ungeheurer Wert auf das Essen gelegt wurde. Damals gab es nicht so viel Abwechslung wie heute durch das Theater, Kino usw. Jedenfalls wurde unendlich mehr Fleisch gegessen. Gemüse wurde selbst im Mittelalter nur in geringem Umfange angepflanzt. Kartoffeln kannte man gar nicht. Brot war ein Leckerbissen für die wohlhabenden Leute. Manchmal überlegt man sich, was die Menschen damals gegessen haben, und man kommt immer wieder auf Fleisch und Brei. Wir können also zufrieden sein, denn wir sind trotz der oben erwähnten Zahlen recht genügsam geworden.



Bunte Chronik



* **Amor im Flugzeug.** Vor einigen Tagen ging die Nachricht durch die Presse, daß eine junge Engländerin, Miß Winifred Brown aus Manchester, den Königspokal als Preis für ihren Flug aus Hanworth über London, Manchester, Newcastle, Hull und zurück gewonnen hatte. Miß Brown war die erste Frau, die diesen königlichen Preis heimbrachte. Jetzt ergab sich aber, daß nicht nur sportlicher Ehrgeiz, sondern auch die Liebe beim Fluge mit im Spiele war. Miß Brown kämpfte einen dramatischen Kampf mit einem der mutigsten Piloten Englands, mit dem Fliegerleutnant Waghorn, aus. Der Kampf begann sofort nach dem Start. Bei der Ankunft in Manchester war Miß Brown die dritte von den vierzehn gestarteten Piloten. Waghorn hatte die fünfte Stelle. In Newcastle kamen die beiden Rivalen an erster Stelle gleichzeitig an. Bei Hull führte bereits Miß Brown, der Rivale folgte ihr aber in geringem Abstand. Die letzte Etappe, die 402 Kilometer von Hull bis Hanworth, mußte die Entscheidung bringen. Und hier entschied die Liebe. Miß Brown führte als Passagier einen jungen Mann, Mr. Addams, mit. Gerüchte wollten wissen, daß es ihr Bräutigam war. Mr. Addams machte während des ganzen Fluges trigonometrische Berechnungen. Mit Hilfe von speziellen Apparaten wurden von ihm die Windstärke und die Windrichtung dauernd gemessen. Wie bekannt, ist der Wind beim Fliegen ein bedeutender Faktor. Der Flugkurs und die Windbeschaffenheit bilden zusammen ein Kraftparallelogramm, dessen trigonometrische Lösung den kürzesten Flugkurs ergibt. Miß Brown führte also das Steuer, der verliebte Bräutigam machte die Berechnung. Amor im Flugzeug hat den Sieg davongetragen.

* **Die versunkene Stadt.** An der russischen Schwarzmeerküste, in der Nähe der Krimufer, wurden auf dem Meeresgrunde Spuren der alten versunkenen Stadt Chersones entdeckt. Der Leiter der Taucherexpedition berichtet über den aufsehenerregenden Fund folgendes: Nach der Meinung der Archäologen und nach dem Zeugnis des altgriechischen Geographen Strabon, der im 1. Jahrhundert n. Chr. die Stadt Chersones beschrieb, mußte sich diese Stadt damals, also vor 1900 Jahren, an der Heraklischen Halbinsel befunden haben. Die Spuren dieser Stadt wurden bis jetzt, trotz eifriger Nachforschungen und Ausgrabungen, nicht entdeckt. Da kam der russische Archäologe Professor Grinewitsch auf den Gedanken, daß die Reste von Chersones nicht auf dem Lande, sondern in der Meerestiefe zu suchen seien. Wiederholt haben in den letzten Jahren unter Leitung von Professor Grinewitsch Taucher an der Küste der Krim nach den Spuren der im Meere verschollenen Stadt gesucht. Alle Forschungen blieben aber bis jetzt ergebnislos. Erst im Juli d. J. ist es der Taucherexpedition gelungen, in einer Entfernung von 75 Metern Reste alter Bauten zu entdecken, und zwar riesige Wände aus Steinquadern. Professor Grinewitsch vermutet, daß die Taucher nur auf die entlegenen äußeren Befestigungen von Chersones gestoßen sind, und daß die Stadt selbst noch weiter im Meere zu suchen sei. Sollten die weiteren Forschungen von Erfolg sein, wird man ohne Zweifel mit sehr interessanten Funden des Altertums rechnen können.

* **Die irren Kamele.** Französische Blätter melden aus Casablanca, daß die furchtbare Hitzewelle in Marokko große Schäden verursachte. Gleichzeitig mit der glühenden Hitze herrschen gewaltige Stürme auf dem Lande und Orkane an den Meeresküsten. Millionen und Abermillionen von Skorpionen und giftigen Spinnen fliegen durch die Luft, von den Sandstürmen vorwärtsgetrieben. Die durchs Land ziehenden Kamele werden von der Hitze und von den Insektenbissen irre. Die meisten Brunnen im Innern Marokkos und am Rande der Sahara sind ausgetrocknet, was die Qual der Menschen und Tiere noch vergrößert. Die schrecklichsten Zustände herrschen in der sogenannten „Schreckensgegend" der Sahara, wo auf 500 Meilen Entfernung keine einzige Pflanze aufzufinden ist.

* **Der englische Chinese.** In Manchester starb vor einigen Tagen ein bekannter Sammler chinesischer Kunst, Mr. John Hilditch. Seine Sammlung bestand aus ca. 60 000 Kunstgegenständen und hatte einen Wert von 2½ Millionen Pfund. Hilditch war nicht nur einer der reichsten Männer von Manchester, er war gleichzeitig einer ihrer merkwürdigsten Sonderlinge. Mitten in seinem enormen Museum führte er ein Leben, als wäre er ein richtiger Chinese. Seine prächtige Villa, die er im chinesischen Stil erbauen ließ, war auf echt chinesische Art möbliert und geschmückt. Neben der Villa stand ein Tempel, der größte chinesische Tempel außerhalb Chinas. Hier verrichtete Hilditch, in chinesischer Kleidung, seine religiösen Andachten nach chinesischem Ritual und den Vorschriften von Konfuzius. Es kam oft zu Konflikten Hilditchs mit den Behörden, nicht nur den englischen, sondern auch den chinesischen. Einmal, als Hilditch sich auf einer Chinareise befand, kam er in einen Tempel, dessen Betreten Fremdlingen unter Todesstrafe verboten ist. Die wütenden Priester begruben ihn bei lebendigem Leibe. Das Grab war aber nicht tief genug und wenig sorgfältig zugeschüttet, so daß es ihm gelang, aus der Erde herauszukriechen. Den englischen Behörden hatte Hilditch einmal einen netten Strick gedreht. Er teilte dem Bürgermeister und den städtischen Behörden von Manchester mit, daß eine Deputation hochstehender chinesischer Mandarine die Stadt Manchester besuchen wird. Ein feierlicher Empfang wurde vorbereitet. Mit großem Pomp wurden die chinesischen Würdenträger empfangen. Zum Entsetzen der Behörden stellte es sich später heraus, daß die Gäste keine Chinesen waren, sondern Hilditch und ein paar seiner Freunde in chinesischer Verkleidung.

Lustige Rundschau



* **Die Frau des Astronomen.** „Wat willste, heut' abend noch ausgehen, die Venus sehen!? Hier bleibste, du Schürzenjäger!!"

* **Moderne Kunst.** Der ultramoderne Künstler hat einen Herrn zur Besichtigung seiner Bilder eingeladen. Bei einem der Werke, wo oben und unten nicht auseinander zu halten ist, erklärt der Maler stolz: „Das ist meine Frau!" — Große Augen macht der Herr und meint zögernd: „Hoffentlich haben Sie keine Kinder!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.